

Klaus Kempster

Der Funktionär: Eugen Loderer

Ein Leben für die Gewerkschaft: Biographischer Abriss

„Kämpfer in einer Zeit der Krisen“: So überschrieb der *Kölner Stadtanzeiger* ein Porträt, das er zum Abschied des IG Metall-Vorsitzenden Eugen Loderer im Jahre 1983 veröffentlichte.¹ Loderer hatte die damals größte Einzelgewerkschaft der Welt elf Jahre lang geführt und verwies am Ende seiner Karriere häufig darauf, dass es sich überwiegend um sehr schwere Jahre gehandelt habe. Das „Goldene Zeitalter“ der Weltwirtschaft, wie der britische Historiker Eric Hobsbawm die knapp drei Jahrzehnte nach 1945 nannte,² war schon am Anfang von Loderers Amtszeit mit dem Ölpreisschock zu Ende gegangen. Vom Herbst 1973 an hatte sich die bundesdeutsche Öffentlichkeit an Massenarbeitslosigkeit gewöhnen müssen – ein Phänomen, das viele seit den späten fünfziger Jahren überwunden glaubten. Die Wachstumsraten waren gesunken, ganze Industrien in die Krise geraten, eine düstere, pessimistische Stimmung hatte um sich gegriffen. Als Chef der bedeutendsten bundesdeutschen Gewerkschaft sah sich Eugen Loderer damit konfrontiert, dass es, wie sein damaliger persönlicher Referent Otmar Günther später meinte, „überall lichterloh brannte“.³ Trotz dieser schwierigen Rahmenbedingungen konnte die Metallgewerkschaft während Loderers Amtszeit ihre Mitgliederzahl erhöhen. Sie hatte vier große Streiks geführt und auf vielen Feldern Erfolge erzielt. Im Großen und Ganzen konnte Loderer am Ende seiner Laufbahn mit seiner Arbeit zufrieden sein.

Dass er einmal zum Gewerkschaftschef aufsteigen würde, war dem knorrigen Schwaben nicht an der Wiege gesungen worden. Er hatte am 28. Mai 1920 als drittes Kind eines Hilfsarbeiters und einer Zigarrenmacherin im ostwürttembergischen Industriezentrum Heidenheim das Licht der Welt erblickt, und seine Kindheit war von materieller Armut und emotionalen Entbehrungen gekennzeichnet gewesen. „Barfuß zur Schule – von Mai bis September“, so lautete die zweifellos treffende Überschrift über den Kindheitserinnerungen, die er in einem Sammelband über den „Alltag in der Weimarer Republik“ Anfang der neunziger Jahre veröffentlichte.⁴

Dem Volksschulbesuch folgte in der Mitte der dreißiger Jahre die Lehre als Metallgewebemacher in einem mittelständischen Unternehmen. Bald darauf musste der zwanzigjährige Eugen Loderer zur Kriegsmarine einrücken. Erst nach dem Ende des Krieges fand er Anschluss an die Arbeiterbewegung, die sein weiteres Leben prägen sollte. Sein proletarisches, gleich-

1 Zu Loderers Biographie siehe Klaus Kempster: Eugen Loderer und die IG Metall. Biographie eines Gewerkschafters, Filderstadt 2003.

2 Eric J. Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1995.

3 Gespräch mit dem Verfasser am 27. März 2003.

4 Eugen Loderer: Barfuß zur Schule – von Mai bis September. Der Vater war Tagelöhner, die Mutter Zigarrenmacherin – Eine Arbeiterfamilie in Heidenheim an der Brenz, in: Rudolf Pörtner (Hg.): Alltag in der Weimarer Republik. Erinnerungen an eine unruhige Zeit, Düsseldorf et al. 1990, S. 602–610.

wohl recht konservatives Elternhaus hatte der sozialistischen Subkultur der Weimarer Zeit distanziert gegenüberstanden und sich geistig an der katholischen Kirche orientiert.

Der Kriegsheimkehrer Loderer wurde in seinem ehemaligen Lehrbetrieb schon bald zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt, und bereits 1946 holte ihn der Heidenheimer Bevollmächtigte Sigmund Löwi, ein aus der britischen Emigration zurückgekehrter Jude, in die Geschäftsstelle der Heidenheimer IG Metall. 1951 rückte Loderer zum neuen Bevollmächtigten auf. Acht Jahre später ging er als hauptamtlicher Mitarbeiter zum neuen baden-württembergischen Bezirksleiter Willi Bleicher nach Stuttgart.

Zwischen 1959 und 1963 durchlebte Loderer unter dem später legendär gewordenen Stuttgarter Arbeiterführer noch einmal wichtige Lehrjahre. Der Kommunist Bleicher verachtete die Floskel von der „Sozialpartnerschaft“ und verstand sich als Klassenkämpfer alter Schule. Seine Autorität war in der südwestdeutschen Metallgewerkschaft nicht nur unbestritten, sondern unbestreitbar. Der einzige große Streik der IG Metall in den sechziger Jahren wurde 1963 von ihm und seinem Bezirkssekretär Loderer organisiert.⁵ Seither war der Bezirk Stuttgart die tarifpolitische Avantgarde der bundesdeutschen Gewerkschaftsbewegung.

Willi Bleicher war es auch, der Eugen Loderer 1963 zum DGB-Landeschef machte. Als fünf Jahre später der IG-Metall-Vorsitzende Otto Brenner einen neuen Stellvertreter suchte, fiel seine Wahl auf den Schwaben aus der kämpferischen Bleicher-Schule. Loderer, der in der Vergangenheit aus Unsicherheit oft gezögert hatte, wenn ihm Karriereaussichten eröffnet wurden, griff dieses eine Mal beherzt zu.

Otto Brenner, obschon körperlich schwächlich und kein großer Redner, war in der Gewerkschaftsszene der sechziger Jahre ein Riese. 1907 geboren – wie Willi Bleicher – hatte er sich noch in der Weimarer Republik in linkssozialistischen Organisationen engagiert und war in der Nazizeit wegen der Zugehörigkeit zu einer Widerstandszelle zu zwei Jahren Haft verurteilt worden. Nach 1945 war er in der IG Metall rasch aufgestiegen, galt als programmatischer Kopf und vermochte es, wissenschaftliche Zuarbeiter an sich zu binden, welche die IG Metall-Zentrale zum linken Hauptquartier innerhalb des DGB machten, im Kontrast etwa zu eher sozialpartnerschaftlich orientierten kleineren Gewerkschaften wie der IG Bau-Steine-Erden.

Nach Otto Brenners plötzlichem Tod fiel Loderer 1972 die Aufgabe zu, die IG Metall zu führen. Nun beschlichen ihn, wie er seinen unveröffentlichten autobiographischen Aufzeichnungen anvertraute, „Minderwertigkeitsgefühle“.⁶ Er hatte Angst, in einer „Flut von Selbstzweifeln“ unterzugehen, zumal er sich darüber bewusst war, dass er erst einmal im Schatten eines hochangesehenen Vorgängers stehen würde.

Dabei unterschied sich Loderers politisches Profil in den folgenden Jahren seines Gewerkschaftsvorsitzes stark von dem Otto Brenners. Er war kein Programmierer, er hatte keine

5 Siehe Hermann G. Abmayr: *Wir brauchen kein Denkmal. Willi Bleicher: Der Arbeiterführer und seine Erben*, Stuttgart 1992, S. 106 ff.; vgl. Kempter: *Eugen Loderer*, S. 162 ff.

6 Eugen Loderer: *Vom Arbeiterjungen zum Vorsitzenden der IG Metall, Präsident der Metall-Weltinternationale der freien Welt und Ehrenbürger der Stadt Heidenheim. Meine Lebens- und Familiengeschichte*, masch. schr. 1991, S. 200; siehe Kempter: *Eugen Loderer*, S. 270.

theoretischen Interessen, er las kaum Bücher. Loderer malte keine sozialistischen Zukunftsbilder in die Luft, sondern konzentrierte sich ganz auf das alltägliche Stückwerk, den Versuch, die Arbeits- und Lebensbedingungen der abhängig Beschäftigten allmählich zu verbessern. Die von Brenner geförderten, intellektuell angehauchten Linksozialisten beobachtete er ebenso mit Misstrauen wie die im Gefolge der post-68er Jahre aufmüpfiger werdende Gewerkschaftsjugend, die Bündnisse mit Kommunisten nicht anrühlich fand.

Schon nach knapp anderthalb Jahren im Amt des Ersten Vorsitzenden ereignete sich dann auch die Zäsur, die das wirtschafts- und gesellschaftspolitische Koordinatensystem gänzlich verschieben sollte: Die arabischen Staaten verknappten im Herbst 1973 drastisch das Angebot an Erdöl. Folge waren nicht allein die denkwürdigen autofreien Sonntage, sondern ein tiefer Einbruch bei Wachstum und Beschäftigung. Von nun an mussten sich die industriestaatlichen Ökonomien – auch wegen der zunehmenden globalen Konkurrenz und der Folgen der mikroelektronischen Revolution – mit dauerhafter hoher Arbeitslosigkeit abfinden. Die wirtschaftliche Entwicklung erreichte seither nicht mehr die Stabilität, welche die ersten Nachkriegsjahrzehnte ausgezeichnet hatte.

Für die IG Metall und ihren Vorsitzenden bedeutete dies, dass sie von nun an Abwehrkämpfe zu führen hatten: Gegen Massenentlassungen und Betriebsschließungen, mitunter gegen den Niedergang ganzer Industriezweige. Große, klassische Sektoren – die Stahlhütten, die Werften – gerieten ebenso in tiefe Krisen wie technologisch avancierte Betriebe, etwa in der Luft- und Raumfahrtbranche. Obwohl Eugen Loderer Konflikte, wo es ging, vermied, musste die IG Metall allein 1978/79 zwei harte Arbeitskämpfe führen; im Frühjahr in der baden-württembergischen Metall-, im darauf folgenden Winter in der nordrhein-westfälischen Stahlindustrie.

Mit der wirtschaftlichen Krise gerieten die Gewerkschaften aber auch in die ideologische Defensive. Die „Tendenzwende“ Mitte der siebziger Jahre war zugleich die Initialzündung für den jahrzehntelangen Aufstieg des später so genannten Neoliberalismus zur beherrschenden gesellschaftspolitischen Doktrin. Auf breiter – zunächst publizistischer, dann auch realwirtschaftlicher und realpolitischer – Front stellte man die Ziele und Errungenschaften der Arbeiterbewegung in Frage. Der angeblich überbordende Sozialstaat, die viel zu weit gehende Mitbestimmung der Arbeitnehmer und die übergroße Macht der Gewerkschaften wurden als Irrweg gezeißelt. Auch die wirtschaftspolitischen Rezepte der ersten sozialliberalen Regierung, die Globalsteuerung und die keynesianisch angehauchte Makropolitik galten nun als untauglich und überholt. In Großbritannien und den USA übernahmen zusammen mit Margret Thatcher und Ronald Reagan die Angebotstheoretiker die Macht.

Und zur gleichen Zeit sah sich die organisierte Arbeiterbewegung neuen Herausforderungen ausgesetzt: Die „Neuen Sozialen Bewegungen“ gegen Atomkraft, Umweltzerstörung und Aufrüstung kritisierten nicht mehr allein den Kapitalismus, sondern den Gesamtzusammenhang der modernen, auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichteten Industriegesellschaft. Plötzlich standen auch die Vertretungen der Arbeitnehmerschaft unter Beschuss und wurden für Raubbau an der Natur, atomare Gefährdungen und Rüstungsexporte mitverantwortlich gemacht. Ein ums andere Mal sahen sich Eugen Loderer und andere führende

Gewerkschafter gezwungen, die industriegesellschaftliche Rationalität gegen grüne Fundamentalkritik zu verteidigen.

Als sich mit der zweiten Ölkrise 1979 die wirtschaftliche Lage weiter verschlechterte und die öffentlichen Budgets zusehends defizitärer wurden, vollzog die sozialliberale Bundesregierung eine Wende hin zu Haushaltskonsolidierung und Begrenzung der Sozialausgaben.⁷ Eugen Loderer, der mit Bundeskanzler Helmut Schmidt ein gutes persönliches Verhältnis unterhielt, sah sich mehr und mehr in einem Dilemma: Einerseits hatte er Verständnis für das Murren vieler Metaller gegen den „Sozialabbau“, andererseits wollte er die SPD-geführte Regierung nicht gefährden. Die Großkundgebung seines baden-württembergischen Bezirksleiters Steinkühler gegen die Regierungspolitik im Herbst 1981 beobachtete er mit Unbehagen, im folgenden Jahr sah jedoch auch er sich gezwungen, scharfe Kritik an den Sozialdemokraten zu üben. Als im September 1982 Helmut Schmidt vom CDU-Herausforderer Helmut Kohl gestürzt wurde, war Loderer klar, dass die politischen Spielräume der Gewerkschaften kleiner werden würden.

1983 zog sich der 63-jährige Loderer mit seiner Frau Charlotte ins Privatleben zurück. Sein Ruhestand war überschattet von Krankheiten und Enttäuschungen: Der Kontakt zu seinen früheren Mitstreitern riss weitgehend ab, Loderer sah sich auf dem Abstellgleis und beklagte sich: „Bei den Gewerkschaften ist man draußen und – fast – vergessen.“⁸ Von der Gewerkschaftsarbeit entfremdet, starb er 1995 an den Folgen eines Schlaganfalls.

Die Loderer-Generation

In seinen im Ruhestand verfassten autobiographischen Aufzeichnungen blickte Loderer mit einem gewissen Staunen auf einen Lebensweg zurück, der ihn aus den Heidenheimer Arbeitervierteln und der nicht nur materiellen Armut seines Elternhauses an die Spitze der – wie die IG Metall immer wieder betonte – „größten Einzelgewerkschaft der Welt“ geführt hatte. Welches waren die Antriebskräfte in dieser Geschichte eines bemerkenswerten Aufstiegs? Welche Fähigkeiten hatte Loderer mitgebracht, die ihn eventuell für seine jeweiligen Aufgaben und eben auch für die höchste Stufe seiner Karriereleiter prädestinierten? Oder waren es lediglich Zu- und Glücksfälle gewesen, die ihn nach oben brachten?

Zufälle spielten sicher eine große Rolle, das hat Loderer selbst anerkannt. Er war oft zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Dass in Heidenheim Sigmund Löwi auf ihn aufmerksam wurde und ihn in die hauptamtliche Gewerkschaftslaufbahn brachte, stellte eine dieser entscheidenden Kontingenzen dar; dass Löwi zudem ein Mann war, dessen Wort in der IG Metall etwas galt – schließlich stieg er nicht grundlos zum Bezirksleiter auf – und von dem man einiges lernen konnte, gehört ebenfalls zu diesen Zufällen. Auch die Bekanntschaft mit Willi Bleicher, der sowohl ein bedeutender Lehrmeister als auch ein einflussreicher „Strippen-

7 Vgl. Klaus Kempter: Gefolgschaft, Kooperation und Dissens: Die Gewerkschaften in der sozialliberalen Ära (1969–1982), in: Oliver v. Mengersen et al. (Hg.): Personen – Soziale Bewegungen – Parteien. Beiträge zur Neuesten Geschichte. Festschrift für Hartmut Soell, Heidelberg 2004, S. 281–298.

8 Im Ruhestand nicht „graue Eminenz“, in: FAZ v. 19. August 1991.

zieher“, zudem der Anführer des wichtigsten IG-Metall-Bezirks war und „seine Leute“ nachdrücklich zu fördern verstand, zählt zu den Glücksfällen, ohne die Loderers Karriere nicht denkbar gewesen wäre. Bleicher brachte Loderer ins Amt des DGB-Landesbezirksvorsitzenden; er half auch, ihm den Weg nach Frankfurt, an die Spitze der IG Metall, zu ebnen.

Andererseits brachte Eugen Loderer Tugenden mit, die ihm sehr von Nutzen waren. Er war fleißig, pflichtbewusst, loyal. Er hatte die Fähigkeit, entschieden und kämpferisch aufzutreten und die „Kollegen“ von der „Basis“, aber auch diejenigen in den Gremien zu überzeugen. Er hatte den nötigen „Stallgeruch“ und hielt sich schon aufgrund seiner eigenen Herkunft an die Maxime, dass es der gewerkschaftlichen Politik immer um die schrittweise konkrete Verbesserung der Lebensverhältnisse der arbeitenden Menschen gehen müsse. Im Unterschied zu dem stets kühl und reserviert wirkenden Otto Brenner fand Loderer, so wurde ihm auch von Außenstehenden häufig bescheinigt, „leicht Zugang zu den Menschen in den Betrieben“⁹. Die Gradlinigkeit, für die ihn viele schätzten, die aber vor allem er selbst sich immer wieder zugute hielt, mochte ihm das eine oder andere Mal im Weg sein, wenn taktisches Geschick eher angebracht gewesen wären, auf der anderen Seite aber erwarb er sich damit in seiner Organisation – im Kontext eines Wertekodex, der auf der Anständigkeit, Verlässlichkeit und Ehrlichkeit des „einfachen Mannes“ aufbaute – viel Respekt, mitunter auch Sympathie. Solcherlei Eigenschaften haben ihm bei seinem Aufstieg geholfen; andere – intellektuelle Brillanz, wie sie Otto Brenner auszustrahlen vermochte oder das Charisma des antifaschistischen Kampfes und des letztlich revolutionären Engagements, wie es von Willi Bleicher verkörpert wurde – fehlten ihm, waren aber für eine Karriere in der Nachkriegsgewerkschaft, in der kollektives Handeln und Verwaltungstätigkeit im Vordergrund standen, nicht unbedingt vonnöten. Die spezifischen Prägungen der nach 1945 zu den Gewerkschaften gestoßenen Funktionäre unterschieden sich allesamt von denjenigen Brenners oder Bleichers. Eugen Loderer war eben auch ein Angehöriger einer ganz bestimmten politischen Generation.

Vor allem ein kulturgeschichtlich orientierter Ansatz in der deutschen Geschichtswissenschaft neigt in jüngerer Zeit dazu, politische Generationen einer näheren Betrachtung zu unterziehen, das heißt generationstypische Prägungen handelnder Persönlichkeiten, gemeinsame einschneidende Erfahrungen von bestimmten Alterskohorten als realgeschichtlich wirksame Faktoren ernst zu nehmen und politische wie gesellschaftliche Entwicklungen auch mithilfe dieser Faktoren zu beschreiben und zu erklären.¹⁰ So wird für den Aufstieg und die Herrschaftspraxis des Nationalsozialismus unter anderem die so genannte „Kriegsjugendgeneration“ verantwortlich gemacht, also die Angehörigen jener Geburtsjahrgänge vom Beginn des 20. Jahrhunderts, die zu jung waren, um noch als Soldaten am Ersten Weltkrieg teilzunehmen, und ihre ersten prägenden Erfahrungen in den Zeiten der Niederlage, des ökonomischen und politischen Chaos und der antidemokratischen Erhebungen zwi-

9 Conrad Ahlers: Ein wackerer Schwabe, in: *Manager-Magazin* 3 (1979), S. 68.

10 Vgl. Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt am Main 2001, S. 330 ff.; Jürgen Reulecke (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003.

schen 1918 und 1923 machten.¹¹ Eine zweite, in der Rückschau als solche identifizierte Generation, deren historische Wirkungsmacht deutlich geringer war, deren Präsenz in der öffentlichen Diskussion dagegen um so vehementer ist, steht schon seit etwas längerer Zeit unter „wissenschaftlicher“ (Selbst-) Beobachtung: die so genannten „68er“. Dazwischen, in der breiten Kluft, die den Nationalsozialismus von der Inkubationszeit der Berliner Republik trennt, sind Sozialwissenschaft und Historiographie auf eine politische Generation gestoßen, die in den fünfziger Jahren schon einmal im Zentrum der Betrachtung stand.¹²

Diese damals als die „skeptische“ apostrophierte Generation¹³ wird heute unter dem Schlagwort „45er“¹⁴ mehr und mehr als eine tragende Säule der Bonner Republik,¹⁵ ja, als „vermutlich die prägendste und einflussreichste Alterskohorte des 20. Jahrhunderts“¹⁶ identifiziert. Die zwischen – ungefähr – 1918 und 1930 Geborenen trugen maßgeblich den materiellen Wiederaufbau und den politisch-gesellschaftlichen Neubeginn nach 1945. Sie dominierten seit den sechziger Jahren mehr und mehr die bundesdeutsche Gesellschaft, ihr politisches, wirtschaftliches und kulturelles Leben. Ihre gemeinsamen, prägenden Erfahrungen stellten, so lässt sich verkürzend sagen, die Herrschaft des Nationalsozialismus sowie die materiellen, geistigen und psychischen Verheerungen des Zweiten Weltkriegs dar. Sie hatten in den Kriegsjahren als junge Soldaten und Flakhelfer einem Regime gedient, dessen menschenverachtende Brutalität den meisten von ihnen erst nach dem Zusammenbruch von 1945 bewusst wurde. Ihre Jugend war ihnen – so empfanden es viele, darunter auch Loderer – geraubt worden, und insofern fühlten sich viele als Teil einer „verlorenen“¹⁷ und „verratenen Generation“¹⁸. Die Konsequenzen, welche die 45er aus diesen Erfahrungen zogen, so

11 Vgl. Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989, Bonn 1996; ders.: „Generation der Sachlichkeit“: Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre, in: ders.: Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1995. Vgl. Michael Wildt: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002, bes. S. 46–52.

12 Vgl. Ulrich Herbert: Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert, in: Reulecke: Generationalität, S. 95–114

13 Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.

14 Der Begriff stammt wohl von Joachim Kaiser. Siehe Kaiser: Phasenverschiebungen und Einschnitte in der kulturellen Entwicklung, in: Martin Broszat (Hg.): Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 69–74. Vgl. Heinz Bude: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt am Main 1987, S. 41.

15 Vgl. hierzu den ausführlichen und instruktiven Literaturbericht von Dirk Moses: Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Neue Sammlung 40 (2000), S. 233–263.

16 Ulrich Herbert: Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 44. Vgl. ders.: Drei politische Generationen, S. 108.

17 Akademie Kontakte der Kontinente: Menschen unserer Zeit. Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Kirche, Wirtschaft und Politik. Eugen Loderer, Bonn 1974.

18 Bude: Karrieren, S. 55; vgl. Friedhelm Boll: Jugend im Umbruch vom Nationalsozialismus zur Nachkriegsdemokratie, in: Archiv für Sozialgeschichte 37 (1997), S. 482–520, hier S. 497.

wird behauptet, ähnelten sich in einer Weise, dass von einem generationstypischen Muster gesprochen werden kann.

Die mentalen Charakteristika der 45er seien demnach „Skepsis“, Pragmatismus und Ideologiefremde gewesen.¹⁹ Sich nicht mehr einer politischen Ideologie zu verschreiben, die Existenz letzter Gewissheiten in Frage zu stellen, nicht nach der radikalen Umwälzung, nach der Gesellschaft aus einem Guss, zu streben: Dies alles wären demnach die Lehren, die aus dem Desaster, das die Weltanschauung, die politische Religion des Nationalsozialismus angerichtet hatte, notwendigerweise gezogen wurden, Lehren, an denen keiner vorbeikam. Die unablässige Konfrontation mit einer Ideologie, die einen Totalitätsanspruch erhob, und das vollkommene Scheitern dieser Ideologie hätten eine Abkehr von Heilslehren, von politischem Radikalismus bewirkt, die für die Generation der 45er über alle politischen und weltanschaulichen Lager hinweg kennzeichnend gewesen sei.²⁰

Ob es eine solche, mit sich identische Generation der 45er gegeben hat, ob es solche Generationen „für sich“ überhaupt geben kann, ist dabei selbstverständlich immer fraglich. Letztlich sind es immer die relativ wenigen, aktuell oder im Rückblick öffentlich sichtbaren Repräsentanten eines Bündels von Alterskohorten, die eine solche konstruierte „Generation“ ausmachen. Nicht alle, die 1968 jung waren, haben gegen den Vietnam-Krieg demonstriert, im Gegenteil: Die Demonstranten machten nur eine kleine Minderheit jener Kohorten aus. Und so sind auch die 45er ein spätes Konstrukt, wie die „skeptische Generation“ ein zeitgenössisches Konstrukt war.²¹ Gleichwohl hat es sich in den vergangenen Jahren als fruchtbar erwiesen, auf das heuristische Mittel des Generationen-Begriffs zurückzugreifen.

Wenn man also von der 45er-Generation im oben beschriebenen Sinn reden kann – und dafür gibt es gute Gründe –, dann muss man Eugen Loderer nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen seiner Prägungen und seines „Stils“ dazu rechnen. Er hatte am Ende der Weimarer Zeit und dann vor allem während der nationalsozialistischen Ära seine politische Sozialisation durchlaufen. Damit waren letztlich vielleicht wenige – in doppeltem Sinne – positive Prägungen verbunden, aber doch wichtige einflussreiche Gegebenheiten rein negativer Art: Es fehlte an offenen politischen Diskussionen, an konkurrierenden weltanschaulichen Einflüssen, es gab keine Anregungen zu eigenständigem Denken.²² Und sieht man einmal von diesen Rahmenbedingungen ab, denen alle im Dritten Reich Herangewachsenen unterlagen, wirkte für einen Gewerkschaftsfunktionär der Nachkriegszeit besonders

19 Diese Beschreibung – freilich mit negativer Bewertung – findet sich auch im zweiten, neben Schelskys, berühmten Generationen-Buch der alten Bundesrepublik, der Arbeit des Ehepaars Mitscherlich über „Die Unfähigkeit zu trauern“ (1967). Vgl. Moses: 45er, S. 239.

20 Bude: Karrieren, S. 41–58. Weiter gehende Behauptungen über den vollständig apolitische, rein privatistische Mentalität dieser Generation, die auf die Studien von Schelsky, aber auch einige weitere Diagnosen aus den fünfziger Jahren zurückgingen – etwa auf die einflussreiche Schrift von Alexander und Margarete Mitscherlich über die „Unfähigkeit zu trauern“ – werden dagegen von der neueren Forschung mit Recht in Frage gestellt. Vgl. Moses: 45er; Boll, Jugend, S. 498 ff.

21 Zu einigen Einwänden gegen die Generationen-„Mode“ siehe Bernd Weisbrod: Generation und Generationalität in der Neuen Geschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 8 (2005), S. 3–8.

22 Vgl. Rolf Schörken, Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins, Stuttgart 1984, S. 14 f.

stark die Tatsache nach, dass der Traditionsstrang, der die Organisationen der Arbeiterbewegung über die Jahrzehnte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbunden hatte, von den Nationalsozialisten durchtrennt worden war. Die Jüngeren unter den Aktivisten, die 45er in Gewerkschaften und SPD, mussten das politische Denken erst einmal erlernen. Der Großteil der in den siebziger Jahren führenden Gewerkschaftsfunktionäre entstammte den Alterskohorten, die erst die Hitlerjugend durchlaufen hatten und dann jahrelang als Soldaten dem NS-Regime dienen mussten. Die etwa gleichaltrigen Vorsitzenden Eugen Loderer, Heinz-Oskar Vetter (DGB), Georg Leber (IG Bau-Steine-Erden), Karl Hauenschild (IG Chemie-Papier-Keramik), Leonhard Mahlein (IG Druck und Papier), Kurt Georgi (Gewerkschaft Holz und Kunststoff) und Alois Pfeiffer (Gewerkschaft Gartenbau, Land- und Forstwirtschaft)²³ zählten ebenso zu den ehemaligen Kriegsteilnehmern wie zum Beispiel Loderers Freund Karl Schwab, der langjährige Stuttgarter Bezirksleiter, der 1974 von der IG Metall in den DGB-Bundesvorstand wechselte, und das geschäftsführende Vorstandsmitglied der IG Metall, Georg Benz²⁴. Sie alle hatten bis zum Ende des nationalsozialistischen Deutschlands keine Gelegenheit gehabt, sich mit Theorie und Praxis der Arbeiterbewegung vertraut zu machen. 1945 bedeutete so gesehen zwar nicht die Stunde Null des radikalen gesellschaftlich-politischen Neuanfangs, für die aus dem Krieg heimgekehrte Jugendgeneration aber immerhin Tabula rasa im Geistigen, Politischen, Weltanschaulichen.

Im Falle Eugen Loderers vollzog sich eine bemerkenswert rasche und gründliche „Einwurzelung“ in das für ihn bisher fremde Milieu der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Er ließ nicht allein den geistigen Schutt des NS-Regimes hinter sich, sondern orientierte sich auch weg von dem ihm in Kindheit und früher Jugend vermittelten kirchlich-katholisch eingefärbten Weltbild.²⁵ Es mag in diesem doppelten Abschied und dem geistigen Neubeginn nach 1945 ein weiterer Grund für den Pragmatismus sowie die Ideologieferne und zunehmende Ideologiefindlichkeit Loderers gelegen haben.

Die Älteren, mit denen der Funktionär in seiner Organisation seit 1946 zusammentraf, etwa die bedeutenden Männer der Metallgewerkschaft im Südwesten, Hans Brümmer, Albert Kern, Ludwig Becker, Sigmund Löwi, oder auch die eine politische Generation Jüngeren, Willi Bleicher und Otto Brenner, waren zwar ebenfalls alles andere als stubengelehrte Ideologen, denn weltabgewandtes Theoretisieren verträgt sich ohnehin schlecht mit der Arbeit des Gewerkschafters. Sie waren auch keineswegs alle eingeschworene Radikalsozialisten. Lediglich für die Kommunisten unter ihnen und – mit Abstrichen – für den theoretisch-philosophisch überdurchschnittlich interessierten Brenner trifft diese Einordnung zu.

23 Siehe die biographischen Abrisse in: Reinhard Jühe et al. (Hg.): *Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Daten, Fakten, Strukturen*, Köln 1982, S. 240–263.

24 Gespräch des Verf. mit Karl Schwab am 20. Dezember 2000; Wolfgang Heckenauer et al. (Hg.): *Georg Benz: „Wer in der Politik Verantwortung trägt, kann nicht bequem sein“*. Eine Schrift zum 70. Geburtstag, Marburg 1994, S. 138.

25 Loderer blieb der katholischen Kirche aber doch verbunden, wie in seinen autobiographischen Aufzeichnungen immer wieder – wenn auch nicht explizit – deutlich wird. Eine Privataudienz bei Papst Johannes Paul II. im Sommer 1982 empfand er als einen der Höhepunkte seiner Karriere. Siehe Kempter: *Eugen Loderer*, S. 440.

Doch im Gegensatz zu Loderer und den Angehörigen seiner Generation hatten sie die sozialen Auseinandersetzungen der Weimarer Zeit, zum Teil sogar noch die des Kaiserreiches erlebt; sie waren von diesen Kämpfen, aber auch von der Subkultur der Arbeiterbewegung, den Parteien, dem Sport- und Kulturvereinswesen, der sozialistischen Presse, den Massenkundgebungen der Sozialdemokratie und der Kommunisten – kurz: vom Ensemble des „sozialmoralischen Milieus“ der Weimarer Linken – geprägt worden.

Die schon in der Weimarer Zeit aktiv Gewesenen konnten Begriffe wie „Sozialismus“, „Wirtschaftsdemokratie“ oder „Mitbestimmung“ mit einigermaßen konkreten Vorstellungen füllen, wohingegen diejenigen, die 1945 jung waren, alles, was an gewerkschaftlicher Programmatik, an Ideen zu einer gerechteren Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung einmal vorhanden gewesen war, sich neu aneignen mussten. Und diese Aneignung gestaltete sich alles andere als leicht, denn in den Jahren nach 1945 galten ganz andere Prioritäten: Die Überwindung des Zusammenbruchs und des Chaos vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet, die Organisation des täglichen (Über-)Lebens, das Vorgehen gegen die Versorgungsnot, der organisatorische Neuaufbau der Gewerkschaften, die Schaffung von arbeitsfähigen Verwaltungsstellen, Landes-, Zonen- und schließlich Bundesverbänden und vieles mehr schienen zunächst wichtiger zu sein als die weltanschauliche Schulung. Was die gewerkschaftlichen 45er an „Ideologie“ allmählich annahmen, sammelten sie sozusagen nebenbei auf, in Konflikten mit Unternehmern, bei Gesprächen mit den Altvorderen, während der Debatten auf Gewerkschaftstagen, Kongressen und Versammlungen. Festverwurzelte Überzeugungen, Vorstellungen von geschichtlichen Endzielen oder ähnlichem hatten die 45er nicht, weniger noch als die ebenfalls pragmatisch-unideologisch orientierten Funktionäre der Weimarer Zeit. Eugen Loderer und fast alle seine Generationsgenossen konzentrierten sich also auch deswegen stärker als etwa Otto Brenner und seine Leute auf die Aufgaben des Tages, das Mach- und Erreichbare, weil die Tradition der sozialistischen Arbeiterbewegung während der Jahre 1933 bis 1945 gewaltsam unterdrückt worden war.

So lässt sich zwar in den offiziellen Stellungnahmen etwa der jüngeren Funktionäre der IG Metall auf der einen, der IG Bau-Steine-Erden oder der Postgewerkschaft auf der anderen Seite eine Reihe von anscheinend wesentlichen ideologischen Differenzen feststellen, die sich beispielsweise an der Gegenüberstellung von konzeptionellen Begriffen wie „Ordnungsfaktor“ oder „Gegenmacht“ entzündeten. Doch zum einen machten sich auf dem Feld des praktischen Handelns diese Gegensätze nur wenig bemerkbar, zum anderen fehlte es der dezidiert sozialistischen Rhetorik in der Generation von Loderer, seinem Zweiten Vorsitzenden Hans Mayr und dem „linken“ IG-Metall-Vorstandsmitglied Georg Benz anders als bei den Jahrgängen der Brenner und Bleicher²⁶ an Beglaubigung durch eine im Sozialismus als Partei und Bewegung tief wurzelnde Lebensgeschichte.

So hatte beispielsweise auch Otto Brenner einen durchaus doppelgleisigen Politikansatz verfolgt: Einerseits bestand er rhetorisch und deklamatorisch darauf, dass die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik nicht das letzte Wort der Geschichte sein

26 Von den „Älteren“ zu nennen wären z. B. auch die links von Loderer stehenden IG-Metall-Vorstandsmitglieder Fritz Salm und Heinz Dürrbeck.

könnte und eine von ihm geführte Gewerkschaft immer eine grundlegende reformerische Umwälzung anstreben würde; andererseits war er darauf bedacht, in der tarifpolitischen Praxis das Maximum dessen zu erreichen, was im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung an konkreten materiellen Zugewinnen – Lohn- und Gehaltserhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen, sozialpolitischen Verbesserungen – für die Arbeitnehmer zu erlangen war. Die Realität gewerkschaftlicher Politik bestand auf diese Weise meistens in einer von sozialistischer Rhetorik und Programmatik flankierten klassischen, wenn auch – begünstigt vom „Wirtschaftswunder“ der fünfziger und sechziger Jahre und der schieren Organisationsmacht der IG Metall – energischen und erfolgreichen Tarifpolitik. Doch fraglos war Otto Brenner ein überzeugter Sozialist, der nicht daran zweifelte, dass man das Endziel einer gesellschaftlichen Neuordnung nie aus dem Auge verlieren durfte.

Die auf die Jahrgänge der Brenner und Bleicher folgende Generation, auch Eugen Loderer, vermochte einen solchen Eindruck aufgrund ihrer so anders gearteten Lebensverläufe nicht zu vermitteln. Ihre Rhetorik, die häufigen Bekenntnisse zu „Gegenmacht“-Konzepten, konfliktorischer Gewerkschaftspolitik und gesamtgesellschaftlichen Reformplänen, klang oft nur wie ein Nachhall der Klassenkampf-Parolen früherer Epochen. Zudem lässt sich nicht übersehen, dass zwar die IG Metall zwischen dem Kriegsende und dem Anbruch der sozialliberalen Ära unter allen westdeutschen Gewerkschaften die kämpferischste war, dass aber im Vergleich zur Weimarer Zeit große tarifpolitische Erfolge, ein stetiges Ansteigen der Löhne und Gehälter und eine anscheinend unaufhaltsame Verkürzung der Arbeitszeiten wie auch eine durchgreifende Verbesserung der sozialpolitischen Lage der Arbeitenden, weitgehend ohne harte Arbeitskämpfe durchgesetzt werden konnten. So war in der Gedankenwelt und der politischen Praxis der 45er Generation die dominante Komponente der altbekannten gewerkschaftlichen Doppelstrategie, die an quantitativen Gewinnen orientierte Tarifpolitik, stärker geworden, wohingegen das gesellschaftsreformerische Ziel in immer weitere Ferne rückte.

Mehr als die älteren Gewerkschaftsführer, die in die Klassenkämpfe der Weimarer Jahre verwickelt oder im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv gewesen waren, hatten die gewerkschaftlichen 45er damit aber auch das Image von „Funktionären“, Leuten also, die nichts anderes taten, als in ihren Verbänden Ämter auszuüben, und ein Leben ganz im Dienst ihrer Organisation führten. Sie waren hauptamtlich tätige Verwalter der Arbeiter-„Bewegung“ und nicht so sehr politische Aktivisten, und sie wurden von der Öffentlichkeit auch so wahrgenommen. Als Quintessenz eines Gespräches mit dem Gewerkschaftschef hielt daher ein Redakteur der Schwäbischen Zeitung in einem ausführlichen politischen Porträt anlässlich des Gewerkschaftstages 1974 fest: „Alles an Eugen Loderer ist Gewerkschaft, sie ist sein Leben. Seit der heimgekehrte Emigrant Löwi den [...] Metallgewebemacher für die Gewerkschaftsarbeit interessieren konnte, ist er ihr verschrieben, mit ganzer Person, mit seiner ganzen Zeit. Nur zehn von 52 Wochenenden verbringt er zu Hause, bei

seiner Frau [...]. Zu Loderers Lehrmeistern, die er bewundert, zählen wiederum nur Gewerkschafter.“²⁷

Diese relative Farblosigkeit des von Robert Michels in den zwanziger Jahren gezeichneten „trockenen, phantasielosen Rechnungsrats“ kennzeichnete die nicht in das Rot der Weimarer Zeit getauchte Generation der jungen Kriegsteilnehmer und Flakhelfer mehr als die Kohorte der Brenner und Bleicher. So glich etwa die Karriere von Eugen Loderer bei allen Unwägbarkeiten und Zufällen mehr dem dienstrechtlich geregelten Aufstieg eines Staatsbeamten als dem Werdegang eines politischen oder gewerkschaftlichen Aktivisten der Brenner-Generation. Vergleicht man Loderers Aufstieg jedoch nicht mit den Lebenswegen der gewerkschaftlichen Aktivisten, die beim Machtantritt der Nationalsozialisten junge Leute gewesen waren, sondern mit denen der „Gewerkschaftsbeamten“, die in den Weimarer Jahren die gewerkschaftliche Politik bestimmt hatten, zeigen sich ähnliche Karrieremuster.²⁸ Eine Ausnahmestellung nahmen nicht die 45er ein, sondern diejenigen, die vor 1933 schon in Gewerkschaften und Arbeiterparteien aktiv, aber aufgrund ihres jungen Lebensalters noch nicht führend gewesen waren.

27 Der Gewerkschaftsführer will die eine Hälfte der Macht ganz, in: Schwäbische Zeitung v. 14. September 1974.

28 Vgl. Ulrich Borsdorf: Deutsche Gewerkschaftsführer – biographische Muster, in: ders. et al.: Gewerkschaftliche Politik: Reform aus Solidarität. Zum 60. Geburtstag von Heinz O. Vetter, Köln 1977, S. 28 ff.